

Tinder-Uni

«Wirtschaftsprofessorin Margrit Osterloh und Soziologin Katja Rost untersuchten im Auftrag der Universität Zürich, weshalb Frauen in akademischen Spitzenpositionen stark untervertreten sind. Während fast 60 Prozent der Studierenden weiblich sind, werden sie zu nur 24 Prozent von Professorinnen unterrichtet. Knapp 10'000 Personen nahmen an der Studie teil.

Das Ergebnis habe sie «schlichtweg umgehauen», sagt Osterloh gegenüber der «SonntagsZeitung». Der wichtigste Grund sei nämlich, dass Studentinnen keine oder nur geringe Karriereambitionen haben. Zudem sei ihr Familienbild nach wie vor eher konservativ geprägt. Sie bevorzugen einen Partner, der älter und erfolgreicher sei als sie. Wenn sie Mütter würden, wollen sie am liebsten Teilzeit arbeiten, während der Mann für das Haupteinkommen Sorge.» (Zitiert nach Agenturberichten in verschiedenen Zeitungen.)

Das ist also die Befindlichkeit in der nominell aufgeklärtesten Kaste unserer modernen westlichen Werte-Gesellschaft. Die überwiegende weibliche Mehrheit im Jahre 2023 ist – zumindest im akademischen Umfeld, wo man sich noch Karrierewünsche leisten kann - auf der Stufe von Rosamunde Pilcher und Glückspost (aktuelles Glückspost-Zitat Christa Rigozzi: Mein Luxus ist Zeit mit der Familie) stehen geblieben. Es muss der absolute Albtraum sein für Neo-Feministinnen und Gender-Journalistinnen und allerlei Gleichstellungsbeamtinnen, nachlesen zu müssen, dass die seit nunmehr Jahrzehnten praktizierte Gehirnwäsche zu nichts geführt hat. Man stelle sich bloss vor, dieselbe Studie wäre mit 10'000 Kassiererinnen, Coiffeusen, Personalassistentinnen, pardon: HR-Managerinnen) oder Bähnlerinnen durchgeführt worden. Das Resultat wäre, um es ganz elegant auszudrücken, nicht besser im Sinne der erwähnten Verfechterinnen der Frauensache, die sich ja neuerdings in die so genannte Woke-Bewegung einreihen und allein schon die Identität als Frau zur allgemeingültigen Doktrin für alle Frauen erklärt. Um selbstredend allen Nicht-Frauen die Mitsprache über Gleichstellung zu verbieten.

Machos und aufrechte Konservative, die sich an das traditionelle Frauenbild wie an die rettende Planke klammern und die sich voreilig über eine Tirade gegen die Frauenbewegung oder gar gegen die Gleichstellung von Frauen freuen, sollten jetzt nicht mehr weiterlesen – oder erst recht.

Die Studie, die bereits von militanten Neo-Feministinnen und den üblichen Verdächtigen, die immer zur Stelle sind, wenn es die von den Mainstream-Medien gehätschelten Narrative zu verteidigen gilt, als „unwissenschaftlich“ zerpfückt wird, deutet schlicht auf eine viel tiefer liegende Tatsache hin: Menschen lassen sich nicht umprogrammieren.

Bezeichnenderweise legt die zitierte Studie den Umstand schonungslos frei, wonach Frauen, die sich für so genannte Männerberufe (bezogen auf die akademischen Angebote) entscheiden und dort auch Karriere machen möchten, sich bezüglich der daraus sich abzuleitenden Konsequenzen für ihr künftiges Leben im Alltag durchaus bewusst seien. Karriere bedeutet demnach für sie in den meisten Fällen Verzicht auf die nur in amerikanischen Fernsehserien existierende kuschelige Häuslichkeit, in der sich zwischen Mutchen-Romantik für zwei Tage und Teppichetage für die restlichen drei Wochentage wählen liesse. Die meisten Männer haben diese Unterwerfung unter die wirtschaftlichen Zwänge - denn darum geht es – längst verinnerlicht. Viele sind daran zerbrochen, andere gescheitert und obendrein geschieden. Ob der Wille zur Karriere denn auch tatsächlich zum gewünschten Resultat einer selbstbestimmten, im besten Fall auch harmonischen Lebensweise führt, sei deshalb dahin gestellt – und zwar für Frauen wie für Männer. Die Studie scheint zu belegen, dass sich eine Mehrheit der studierenden Frauen nicht für die Karriere-Galeere entscheiden mag. Es ist zu vermuten, dass sie, bezogen auf ihren Lebensplan, klüger sind als ihre Kommilitonen. Wohl auch aus der Einsicht heraus, dass sich ein jahrzehntelanger Abnutzungskampf für ein paar Prozent mehr Lohn und etwas Prestige am Ende doch nicht lohnt. Ist das so schlimm?

Dies festgestellt bedeutet nicht, die herrschenden sozio-ökonomischen Verhältnisse einfach hinzunehmen. Im Gegenteil. Der Kampf für eine gerechtere Teilhabe am ökonomischen Resultat hat gerade angefangen und wird sich angesichts der anonymisierten Besitzverhältnisse in der digitalisierten Wirtschaft zwangsläufig verstärken müssen – oder die Arbeiterklasse (weiblich oder männlich) verschwindet endgültig als historische Fussnote. Gleichstellung bedeutet nämlich nicht nur dieselben mehr oder weniger fairen Bedingungen für alle Teilnehmenden in den Arbeitsprozessen, sondern vor allem weniger Ungleichheit für alle. Zum Beispiel bei den Einkommen, die um den Faktor Vierhundert zwischen den unteren und den obersten Einkommen innerhalb desselben Betriebes variieren können. Von der Vermögenslage ganz zu schweigen.

Bezüglich der eingangs erwähnten Studie bedeutet dies, dass die Lohnabhängigen, gleich welcher Kategorie sie angehören, die Erkenntnis der Abhängigkeit vom Kapital als solidarische Erfahrung einstufen und daher die Kassiererin, die Professorin, den Mechaniker und der Personalmanager als Teile einer gleichen Klasse erfahren und in ihren Kampf gegen die herrschende Macht des Kapitals einbeziehen. Denn am Ende des Tages (man bittet für die dämliche Metapher um Verzeihung) ist die arbeitslose Professorin genauso arbeits- und machtlos wie der wegrationalisierte Mechaniker. Und früher oder später ebenso mittellos. Die Situation heute sieht leider anders aus. Der Kampf um gleiche Rechte, Gleichstellung in einer gemeinsam erlebten Gesellschaft ist längst schon der Atomisierung in einzelne Grüppchen – vornehm als Identitäten bezeichnet – und sogar in die Auflösung in der Individualität gewichen. Solidarität, kollektives Empfinden und Handeln? – abgehakt. Wo keine organisierten Machtkonkurrenten zu erkennen sind, haben es die Machthaber immer am leichtesten, ihre Bedingungen den einzelnen aufzuzwingen.

Die Studie könnte aber auch noch ganz anders gelesen werden. Nämlich in der Weise, dass sich viele Frauen – und je höher die Bildung desto deutlicher – sich der unbefriedigenden Situation am Arbeitsmarkt durchaus bewusst sind und sich deshalb im Interesse der eigenen Gesundheit und jener ihrer Kinder gegen Stress, Konkurrenzkampf und darüberhinaus geschlechtsbedingte Benachteiligung entscheiden. Ein Haupteinkommen, das ein würdiges Leben für die Familie sichert, ist dabei freilich die Voraussetzung, was bei Akademikern – vorläufig – noch eher der Fall sein dürfte, wie der unlängst veröffentlichte Bildungsbericht 2023 beweist. Den Frauen, die sich für diesen Weg entscheiden, ist kein Vorwurf zu machen, es gibt auch keinen Grund, mitleidig oder neidisch auf sie herunterzuschauen. Es ist eine Wahl, die angesichts der sich seit Jahrzehnten verschlechternden Aussichten und der sich mehr und mehr ausbreitenden Unmenschlichkeit der Arbeitswelt (permanente Verfügbarkeit, pseudo-flache Hierarchien bei minutiöser Überwachung, unablässiger Leistungsdruck trotz zunehmender Bullshit-Jobs usw.), als Ausweg anbietet. Für Akademiker und Erben zumindest. So gesehen ist es völlig normal, dass sich die Universitäten, die von einer weiblichen Mehrheit bevölkert werden und wo jedes zweite Studium vor dem Abschluss beendet wird, als reale Tinder-Plattformen entwickelt haben.

Wäre daraus zu lernen? Wohl schon.

Zum Beispiel, dass die Welt der Arbeit in einen Lebensraum für verantwortungsbewusste Menschen zurück verwandelt wird. Wo Menschen beiderlei Geschlechts aufgrund ihrer Fähigkeiten eine sinnvolle Arbeit finden und sich nach Massgabe ihrer Möglichkeiten entfalten können. Zum Beispiel, dass die Entlohnung einer Arbeitskraft (oder die Sozialleistungen) der Familie ein würdiges Leben erlaubt (wie übrigens auch den AHV-Rentnern, die davon meilenweit entfernt sind und sich Jahr für Jahr dank einer nach rechts abdriftenden Mehrheit im Parlament davon weiter weg bewegen), und somit die Wahl für oder gegen die Familie nicht vom Lohn abhängt. So dass sich Frauen und Männer – ob mit oder ohne Behinderung übrigens - angstfrei dafür entscheiden können, während einer gewissen Zeit beziehungsweise in Intervallen – bis zur Grundschule, bis zum Ende der obligatorischen Schulzeit, bis zum Abschluss einer Lehre oder eines Studiums usw. - nur für die Arbeit für Familie und Kinder da zu sein, um früher oder später mit dem Partner die bezahlte Arbeit in einem Betrieb tauschen zu können. Das milliardenschwere Kita-Getue könnte so auf jenes

Minimum von Familien gestrichen werden, die aus welchen Gründen auch immer, darauf angewiesen wären.

Die zitierte Studie könnte in der Tat eine hervorragende Gelegenheit sein, über das System Arbeit, deren Verteilung, deren Entlohnung und die dahinter stehenden Finanz- und Machtinteressen nachzudenken und das notwendige Handeln einzuleiten. Mithin über den Sinn einer modernen Gesellschaft. Bei der notorischen Borniertheit der von neo-feministischer Verblendung angeführten Journaille wird es nicht dazu kommen. Es wird bei der dämlichen Auseinandersetzung darüber bleiben, ob Frauen, die eine Universität besuchen, arbeiten wollen oder nicht. Von der Kassiererin, der Coiffeuse, der Personalfrau, der Bähnlerin: von ihnen spricht man nicht. Und vom ganzen Rest schon gar nicht.

Olten, Mai 2023/SF